

Susanne Pavlovic:

FEUERJÄGER 2 – Herz aus Stein
LESEPROBE

ZWÖLFTES KAPITEL: AM ENDE DER WELT

Anfang ...?

Sanftes, flirrendes Licht hinter den geschlossenen Augenlidern. Knistern, Rascheln, ein Schnarren wie der Warnruf eines Eichelhähers – nur ganz anders. Geruch nach Regen und altem Laub. Hitze.

Schmerzen.

Meridias nackter Arsch. Was so weh tut, kann nicht tot sein.

Augen auf, Hauptmann, Hintern hoch. Überblick.

»Bericht«, murmelte sie heiser, doch niemand antwortete.

Etwas kitzelte ihre Handfläche. Sie zuckte, und die kleine Bewegung schickte einen blitzartigen Schmerz ihren Arm hinauf. Sie stöhnte und rollte sich zur Seite. Ihre Wange kam auf Erde und Gras zu liegen.

Sie blinzelte.

Alles war grün. Dichtes, feines Gras, das sich zwischen dichtem Gestrüpp verlor, das wiederum zahllosen armdicken Jungbäumen Platz machte, die sich im Schatten von dick bemoosten Baumriesen abmühten.

Vorsichtig drehte Krona den Kopf und sah nach oben. Das Blätterdach wölbte sich über ihr wie eine Halle, getragen von dicken, grünen Säulen. Es war dämmerig. Nebelschwaden hingen zwischen den Bäumen. Überall war Bewegung. Zitterndes Blattwerk, huschende Schatten, Farnwedel, die sich in einem kaum spürbaren Wind bewegten. Und überall war Summen, Surren, Knistern, Knacken, Zwitschern und Zirpen. Mühsam arbeitete sie sich zum Sitzen. Übelkeit sprang sie an. Sie krümmte sich nach vorne und versuchte, sich zu übergeben, damit die Krämpfe nachließen, aber außer ein wenig bitterer Galle wollte nichts kommen.

Sie wischte sich über den Mund und sah sich um.

»Fenrir?«

Über ihr in den Baumwipfeln kreischte ein unsichtbares Tier.

»Pintel? Lomir? Irgendjemand hier?«

Sie kam auf die Knie und stemmte sich hoch. Ihr Kopf schmerzte, als sei er mit glühenden Kohlen gefüllt. Sie stützte sich an einem Baum ab und wartete, bis zumindest der Schwindel verging. Ihr Schwertarm fühlte sich taub an. Hemd- und Mantelärmel hingen in Fetzen, auf der Haut darunter

zeigten sich grelle rote Streifen. Sie fasste an ihre Seite. Ihr Schwert war weg.

Panik rollte auf sie zu wie eine Gewitterfront. Sie ließ sie kommen, nahm sie in sich auf, spürte, wie ihr Herzschlag ihr die Ohren füllte, wie ihr Atem immer schneller und flacher wurde.

Drei. Zwei. Eins. Schluss.

Sie stieß den Atem aus und nahm Haltung an. Die Hitze brachte sie fast um, also zog sie zuerst den Mantel aus. Dann tastete sie nach dem Dolch in ihrem Stiefelschaft. Er war noch da.

Solchermaßen bewaffnet, machte sie ein paar Schritte und sah sich um.

Hatte sich hier der Riss geöffnet? Sie hatte einen gewaltigen Sog verspürt. Aber wenn dies die andere Seite des Portals war, wo waren dann die Gefährten? Wo war Lor?

Was konnte auf so einem Ritt alles schief gehen?

Sie wischte sich Schweiß von der Stirn.

Mehr, als du dir mit deinen paar aufgeschnappten Brocken Weisheit vorstellen kannst.

Ein schwaches Blinken abseits lenkte ihren Blick. Sie ging hinüber und fand ihr Schwert, halb bedeckt von loser Erde und abgerissenem Blattwerk. Spuren von blauem Licht geisterten über die Klinge.

Sie gestattete sich einen tiefen Seufzer der Erleichterung. Als sie den Knauf berührte, fuhr ihr ein kurzer, heftiger Schmerz den Arm hinauf. Es knisterte laut, dann war das Leuchten verschwunden.

Krona nahm das Schwert hoch und untersuchte die Klinge. Sie schien unversehrt. Sie schwang das Schwert, unbeholfen, ihr Arm schmerzte schlimmer als nach hundert Klimmzügen, und ließ es dann in die Schwertscheide gleiten.

Einige Schritte weiter unter einem Baum fand sie ihren Rucksack. Der rechte Riemen war gerissen, und die Klappe sah verschmort aus. Krona zwängte ihren Mantel darunter und warf sich den Rucksack über die linke Schulter. Sie sah sich um, in der Hoffnung, auch noch ihren Hut zu finden, doch dieser blieb verschwunden. Dann marschierte sie drauflos.

Sie bemühte sich, in möglichst gerader Linie zu gehen, um nötigenfalls zu ihrem Ausgangspunkt zurückfinden zu können – wozu auch immer das gut sein sollte, aber sie brauchte einen Plan, und dies war besser als keiner.

Noch nie zuvor hatte sie einen solchen Wald gesehen. Das Gelände lag zerfurcht um sie, zerknittert wie die Falten eines nachlässig hingeworfenen Gewandes. Die üppige Pflanzenwelt ließ ihr fast kein Durchkommen. Wurzeln wanden sich über den

Boden, und wo Wasser die nackte Erde freigespült hatte, war sie lehmig und schwer und rot wie gebrannter Ton. Zweige griffen nach ihr, Schlingpflanzen hielten sie fest, es gab sogar Pflanzen, die auf Pflanzen wuchsen. Ein schwerer, süßer Geruch lag in der Luft. Einmal erschrak sie beinahe zu Tode, als eine Gruppe kleiner, pelziger Tiere über ihr durch die Baumkronen raste, sie sahen aus wie braune Katzen mit überlangen Schwänzen und Armen, mit denen sie sich geschickt von Ast zu Ast hangelten. Sie kreischten fürchterlich und waren verschwunden, so schnell, wie sie aufgetaucht waren.

Binnen kürzester Zeit war Krona völlig durchgeschwitzt. Sie hielt an, um ihr geschnürtes Wams loszuwerden. Ihr Hemd zerrte sie aus der Hose und rollte die Ärmel bis zur Schulter auf. Mit einer Lederschnur, die sie in ihrem Gepäck fand, band sie sich die Haare aus dem Gesicht. Sie hatte Badehäuser besucht, in denen es kühler gewesen war. Diese feuchte Hitze war kaum auszuhalten.

In ihrer Wasserflasche befand sich nur ein schaler Rest. Sie hatte vergessen, sie mit Regenwasser aufzufüllen, als sie überhastet aus der Höhle aufgebrochen waren.

Und du hast gedacht, Zentallo wäre richtig weit weg. Jetzt sieh dich um.

Sie fragte sich, wo in diesem Höllenwald es Wasser geben könnte.

Wie auf Kommando rollte dumpfer, ferner Donner über ihrem Kopf. Das Summen und Zirpen um sie herum nahm an Lauststärke zu. Das nächste Donnern war bereits näher, und ein Blitz erhellte die Dämmerung auf dem Waldboden. Mit einem Schlag war die Luft so schwer und feucht, dass sie sich kaum atmen ließ.

»Ach, nö«, sagte Krona entnervt.

Dann öffnete der Himmel seine Schleusen.

Erst kam das Prasseln und Plätschern, und kurze Zeit später stand Krona wie unter einem Wasserfall. Donner knallte und hinterließ ein Summen in ihren Ohren. Von Blitzen geblendet, die wie Schwerthiebe einer auf den anderen folgten, tastete sie sich unter einen Baum und kauerte sich hin. Über ihr bewegten sich die Baumwipfel in wildem Tanz. Ein Blitz folgte dem nächsten. Krona bemühte sich, in dem fahlen, zuckenden Licht etwas zu erkennen, aber es gab nichts zu sehen als undurchdringlichen Wald, der sie umschloss wie eine Faust. Kronas Kehle wurde eng, sie schnappte nach Luft.

Drei. Zwei. Eins. Schluss.

Sie zog die Beine an den Körper und versuchte, wachsam zu sein. Irgendwo in diesem Wald war auch Lor unterwegs. Wenn

er nicht eine andere Abzweigung genommen hatte. Sofern Tore etwas wie Abzweigungen hatten.

Das Gewitter zog weiter und ließ den Regen zurück. Die Hitze war gewichen. Überall standen Pfützen: auf dem lehmigen Boden, im eingesunkenen Holz gefallener Baumriesen, auf den riesigen, gebogenen Blättern hellgrüner Stauden. Krona suchte sich eine und trank. Das Wasser schmeckte weich und süß, ganz anders als zu Hause.

Langsam begriff sie, wie weit sie gereist war.

Noch während es regnete, begann der Boden zu dampfen. Der Wald schien nicht zu wissen, wohin mit all dem Wasser. Der Boden quatschte wie ein Schwamm unter Kronas Füßen, als sie vorsichtig weiterging.

Das Gelände fiel hier steil ab. Die rote, lehmige Erde löste sich in dicken Klumpen unter Kronas Absätzen, während sie sich den Hang hinunter arbeitete und sich an dicken Schlingpflanzen hielt. Regen und Nebel nahmen ihr die Sicht, und mehr als einmal hatte sie das Gefühl, sich am Rand eines Abgrundes zu befinden, der sie verschlingen würde, sobald die Ranken rissen.

Sie ließ sich gegen einen Baum rutschen und hielt keuchend inne. Der Hang über ihr war so steil, dass es eine üble Plackerei bedeuten würde, ihn wieder zu ersteigen. Außerdem war dort oben niemand. Sie sah sich um. Unter ihr schien der Wald sich zu lichten. Vielleicht konnte sie dort einen Überblick gewinnen, oder zumindest leichter voran kommen.

Sie grub die Absätze in den weichen Boden und arbeitete sich Stück für Stück den Hang hinunter. Unten angekommen platschte sie in ein flaches, sandiges Bachbett. Sie watete hinaus, das Wasser schwappte träge gegen ihre Knie. Sie spähte in beide Richtungen das Bachbett entlang, aber der Regen entzog den Wald ihren Blicken.

Fluchend rieb sie sich Wasser aus den Augen. Anfangs hatte der Regen eine willkommene Abkühlung bedeutet, mittlerweile ging er ihr nur noch auf die Nerven. Sie suchte das gegenüberliegende Ufer mit den Blicken ab. Zumindest war das Gelände dort flacher.

Dann hatte sie plötzlich ihr Schwert angriffsbereit und vor sich. Ihre Stiefel suchten Halt im weichen Bachbett, Herzschlag füllte ihr hart die Ohren.

Am anderen Ufer stand jemand unter den Bäumen.

Das Heulen und Wirbeln hatte längst nachgelassen, doch der

Boden schwankte noch immer. Nardon klammerte sich an einen Ast und kämpfte mit einer Übelkeit, die ihm das Innere nach außen stülpen wollte. Dämmerung umgab ihn. Tiergeräusche drangen auf ihn ein, ein riesenhafter Chor aus Zirpen, Summen und Schwirren.

Wie im Turm.

Nardon blinzelte.

Turm. Lor. Portal.

Thork war auf die Schwelle getreten, und Lomir hatte sich hineingestürzt, dann ein gewaltiger Sog ... dann nichts.

Nardon richtete sich vorsichtig auf und sah sich um. Dumpfer Kopfschmerz saß hinter seinen Augen.

Hohes Gras um ihn. Schlanke, helle Baumstämme, Luftwurzeln, faseriges Moos, das von den Ästen hing wie der Bart eines Greisen, Ranken und Blätter und dicke fleischige Stauden, Blüten, die einen faulig-süßen Geruch verströmten. Nebel, der aus dem Boden aufstieg, und ein leises Plätschern nahebei. Und es war warm wie in einer Badestube.

»Lomir?«

Keine Antwort.

»Pintel? Thork? Irgendjemand?«

»Nardon? Bist du das?«, drang eine klägliche Stimme zu ihm.

»Pintel!«

Nardon sprang auf die Beine und klammerte sich an einen Baumstamm, bis die Welt aufhörte, sich um ihn zu drehen.

»Wo bist du?«

»Ich bin hier oben«, kam es unglücklich zurück.

Nardon machte ein paar Schritte und sah nach oben.

Er befand sich in einem Wald innerhalb eines Waldes. Die dünnen Baumstämme um ihn herum trugen schmale, kleine Baumkronen in fünf, sechs Mannslängen Höhe. Über ihnen ragten Bäume auf, in die man Dörfer hätte bauen können. Der Himmel war Nardons Blicken komplett entzogen. Was er sah, war grün und üppig und lebendig und in einem gnadenlosen Kampf ums Überleben untrennbar miteinander verstrickt.

In einem der niedrigeren Bäume sah er einen hellen Schimmer.

Pintels Blondschoopf lugte dort durch die Blätter. Noch etwas unsicher auf den Beinen, tastete Nardon sich hinüber.

»Ich sehe dich, Pintel. Kannst du herunterkommen?«

»Ist es denn sicher?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Kannst du mein Gepäck auffangen?«

»Ich versuch's.«

Pintels Rucksack kam zuerst, dann seine Stiefel. Dann rutschte der kleine Zauberer den Stamm hinunter, sich mit Händen und

Füßen festklammernd. Nardon griff zu und beförderte ihn sicher auf den Boden. Pitel sah zerrupft aus, und eine tiefe Schramme lief über seine Wange. Ansonsten schien er unversehrt.

»Wie bist du da bloß raufgekommen?«, fragte Nardon und sah hinauf in den Baum.

»Bin ich nicht«, schnaufte Pitel und klaubte seine Stiefel aus dem Gras. »Ich bin dort oben gelandet und hab mich dann nicht runtergetraut. Sind alle durch das Tor?«

»Lor ist durch. Lomir jedenfalls, er war vor mir. Krona auch. Du, ich. Thork, Lianna – ja, nehme ich an, denn er hielt das Tor auf, damit wir durchkönnen, dann wird er auch durch sein, und sie ist ihm sicher gefolgt. Ob auch wirklich alle auf der anderen Seite angekommen sind...«

Nardon machte eine hilflose Geste.

»Warum sind wir nicht alle zusammen hier gelandet?«

Pitel hob die Schultern. »Ein Portal über diese Entfernung arbeitet vermutlich nicht präzise. Portalzauberei ist wie – wie ein Lichtstrahl. Je weiter der Weg ist, den er zurücklegt, desto mehr fächert er sich auf.«

»Kommen daher auch die Kopfschmerzen?«

Pitel nickte und rieb sich die Schläfen.

Nardon sah sich um.

»Also, in welchem Umkreis können die anderen gelandet sein?«

»Weiß ich nicht, Nardon. Vermutlich auf einer Fläche, so groß wie Halmesholm.«

Nardon starrte Pitel entsetzt an.

»Wir würden sie nicht mal auf einer Fläche finden, die so groß ist wie Tiefensee! Man sieht ja nichts in diesem Wald! Außer Bäumen ...«

»Ja«, sagte Pitel, sichtlich um Fassung bemüht. »Ich schätze, wir haben ein Problem.«

»Wir brauchen einen Plan«, sagte Nardon und versuchte verzweifelt, zuversichtlich zu klingen. »Was würde die anderen tun? Sie sehen bestimmt ebenso schnell ein, dass wir uns in diesem Wald niemals durch Zufall finden werden. Wir brauchen also eine Landmarke. Einen Punkt, den wir alle ansteuern.«

»Ich sehe aber nichts als Bäume!«

»Gewässer. Dieser Wald ist so grün, es muss eine Menge Wasser hier geben. Kleine Bäche, die in größere münden, die wiederum in Flüsse münden. Und an Flüssen leben vielleicht Menschen, betreiben Schifffahrt, bauen Städte ... Genau. Wir gehen so lange am Fluss entlang, bis wir auf eine Siedlung stoßen.«

»An welchem Fluss?«

»An dem, den wir gleich finden werden. Indem wir dem Bach folgen. Und frag jetzt nicht, welchem Bach!«

Pintel seufzte.

»Wir irren also orientierungslos durch den Wald.«

»So kann man's auch sagen.«

Pintel zog seine Stiefel an, dann nahmen sie ihr Gepäck auf und setzten sich in Bewegung.

Noch bevor es Abend wurde, brach ein gewaltiges Gewitter über sie herein. Sie kauerten sich unter tropfendes Gestrüpp, und Nardon versuchte, zwischen Blitz und Donner die Zwergenfeiertage aufzuzählen, doch das Gewitter entlud sich direkt über ihren Köpfen, und so gab er es auf.

Der Wald lag um sie wie ein Mantel. Selbst im grellen Licht der Blitze war nicht mehr zu sehen als Blätter, Gras, Ranken und Baumstämme, die ein undurchdringliches Geflecht bildeten. Nardon beobachtete, wie das Wasser sich in einem schmalen Einschnitt sammelte, kaum breiter als eine Karrenspur, und davonstrudelte.

Sie würden bergab gehen. Wasser floss bergab, und Flüsse gruben sich ein. Er spürte selbst, wie ärmlich und lückenhaft sein Plan war. Wenn die Götter es nicht wirklich gut mit ihnen meinten, würden sie hier in diesem Wald sterben, an einer giftigen Pflanze oder einer fremdartigen Krankheit, ohne einen ihrer Gefährten jemals wiederzusehen.

»Warum wollte Lor unbedingt hierher?« Pintel musste beinahe schreien, um den Donner zu übertönen. »Was ist in diesem Wald?«

»Interessante Frage!«, gab Nardon zurück. »Keine Ahnung. Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass er hier ebenso unfreiwillig ist wie wir?«

»Immerhin hat er sich schon im Turm einen ganz ähnlichen Wald eingerichtet. Und er konnte in aller Ruhe an seinem Portal basteln. Außerdem ist er zuerst durch, es hat ihn also wahrscheinlich ziemlich genau dort abgesetzt, wo er hin wollte. Also, was kann man als Zauberer in so einem Wald wollen?«

»Ich weiß es nicht. Zutaten für einen Zaubertrank?«

»Unwahrscheinlich. Das Portal hat ihn hier abgesetzt, so wie uns, und er hat ebenso wenig wie wir einen bequemen Rückweg.«

»Das heißt, dies hier«, Nardon machte eine ausholende Geste, »war sein Reiseziel?«

»Genau.«

»Dann ist dieser Wald interessanter, als es scheint. Oder gefährlicher.«

»Oder beides«, fügte Pintel hinzu.

Das Gewitter verzog sich und ließ den Regen zurück. Umgeben von Rauschen und Plätschern machten sie sich wieder auf den Weg. Sie kämpften sich durch den Wald, bis die Dunkelheit über sie fiel. Pintel entzündete seine kleine Laterne. Das Licht geisterte über sein kleines, blasses Gesicht. Nardon sah, wie sein Blick unruhig über die schwarzen Schatten des Waldes geisterte.

»Es ist nicht sinnvoll, bei Nacht weiterzugehen«, sagte er. »Du siehst nichts, und ich sehe auch nichts, solange deine Laterne brennt. Lass uns einen geschützten Platz suchen und warten, bis es hell wird.«

Sie richteten sich schließlich auf nassen Moospolstern unter tropfenden Zweigen ein. Nardon hätte etwas darum gegeben, die Laterne zu löschen und den Wald mit all seinen fremden Geräuschen in seine Zwergensicht zu bekommen, aber er sah, wie verängstigt Pintel war, auch wenn dieser versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Ein bisschen Licht war der geringste Trost.

»Ich kann Nebel machen«, sagte Pintel eingeschüchtert. »Soll ich?«

»Nebel ...? Hat dieser Wald nicht genug davon?«

»Es ist ein arkaner Nebel mit psychotroper Wirkung. Er beeinflusst die Gehirnwellen von allen, die hineingeraten, sodass sie in die Irre gehen. Und *Irre* ist definiert als *überall, wo ich nicht bin*.«

»So etwas kannst du? Warum hatten wir nicht jede Nacht so einen Nebel?«

»Weil es ziemlich schwierig ist, eine Gruppe von sieben Leuten im Nebel zu verstecken. Viel schwieriger jedenfalls, als eine sinnvolle Wachordnung aufzustellen.«

»Aha. Ja, bitte, Nebel wäre großartig.«

Nardon sah zu, wie Pintel seinen Zauber rund um ihr kleines, tropfendes Lager legte. Die dicken Nebelschwaden vermischten sich mit dem Wasserdampf, der aus dem Boden stieg, zu einer Suppe, in der Zwergensicht nutzlos war, Laterne hin oder her. Er durchsuchte seinen Rucksack und förderte trockenes weißes Brot und ein Stück Käse zu Tage.

»Möchtest du etwas essen?«

Pintel schüttelte den Kopf.

Nardon seufzte und brach sich ein Stück Brot ab. Wie begeistert Lomir von all den Möglichkeiten des fremden Landes gewesen war. Nur die Götter wussten, ob er jetzt noch lebte.

Und er, Nardon, war es gewesen, der den Freund in diesen Schlamassel hineingezogen hatte. Hätte er seinerzeit nicht an Lomirs Tür geklopft, wäre dieser heute auf der Jagd nach den

größten Zwiebeln und den fettesten Schweinen, statt sich Hals über Kopf in ein Selbstmordkommando zu stürzen und womöglich auf der Strecke zu bleiben.

Nardon fragte sich, wie er mit der Schuld leben würde, falls Lomir tatsächlich etwas zugestoßen war.

»Wir hätten damals machen sollen, was sie sagt«, murmelte Pintel mit erstickter Stimme. »Damals im Wald, als wir euch noch nicht kannten. Das ist nicht unsere Angelegenheit, hat sie gesagt. Kümmern wir uns um unseren eigenen Kram. Aber ich musste mich ja verantwortlich fühlen, und jetzt sieh, was es uns gebracht hat!«

Nardon lächelte schmal.

»Ersetze Krona durch Lomir und Wald durch Tür, und du hast meine Gedanken.«

»Wir sind schuld, wenn ihnen etwas passiert, oder?«

»Es fühlt sich so an, aber wir sind es nicht. Glaubst du, du hättest Krona zu etwas zwingen können, was sie nicht wollte? Oder ich Lomir? Nein, sie haben sich beide aus freien Stücken für die Unternehmung entschieden. Und wer weiß. Vielleicht geht es ihnen gut, sie sind nur etwas zerrupft und sitzen irgendwo im Wald und warten darauf, dass es Morgen wird.«
Pintel schluchzte auf.

»Ich vermisse sie. Ich will sie wiedersehen, alle zusammen!«

»Das wirst du. Was kann schlimmstenfalls passieren?«

»Wir sterben alle!«

»Gut. Was kann zweitschlimmstens passieren? Wir irren durch den Wald, finden den Ausgang, finden eine Küste, eine Hafenstadt, wir besteigen ein Schiff – an dieser Stelle muss ich überlegen, ob dieser Wald wirklich so schrecklich ist – wir fahren nach Hause, und unser erstes Ziel wäre was?«

»Lomirs Haus, da, wo wir den Winter verbracht haben«, antwortete Pintel schniefend, aber ohne zu zögern.

»Genau. Wetten, die anderen haben die gleiche Idee? Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis wir uns dort wiedersehen. Falls es noch so etwas wie eine Zukunft gibt, mit einer entfesselten Feuerwalze, die ein Tor zu den Äußerer Ebenen öffnet und ihre weitläufige Verwandtschaft nachholt.«

»Du kannst einem so richtig Mut machen.«

»Ich bemühe mich. Das tu ich wirklich, aber ich betrachte auch gerne den großen Zusammenhang, und damit ist unser persönliches Problem wirklich nicht das vordringlichste.«

»Aber was tun wir dann gegen die Feuerfrau?«

»Nichts, Pintel. Im Augenblick mal wieder nichts. Und wenn wir dereinst in die Steinernen Hallen eingehen, muss der gute Wille genügen, um einen Platz an der großen Tafel zu finden,

befürchte ich.«

Pintel schniefte und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht.

»Vielleicht ist sie hier irgendwo. Vielleicht will Lor sich mit ihr treffen und wir finden sie rechtzeitig. Vielleicht ist sie hier nicht so stark, weil es so feucht ist? Als sie noch Jerina war, hatte sie ein echtes Problem mit Wasser. Das könnte uns einen Vorteil verschaffen.«

»Vielleicht«, seufzte Nardon und packte das Brot, das er nur in den Händen gedreht hatte, zurück in seinen Rucksack.

Sie verbrachten eine unruhige Nacht. Jedes Tiergeräusch schreckte sie auf, und die drückende Wärme machte ihnen zu schaffen. Sobald es hell wurde, brachen sie wieder auf.

Sie wanderten einen ganzen Tag, ohne auf Spuren ihrer Gefährten oder auch nur einen Bach zu stoßen. Schwärme von Insekten machten ihnen zu schaffen, und einmal schrie Pintel entsetzt und beschwor aus dem Nichts eine Serie blauer Blitze, die einen armlangen Tausendfüßler in einen verschmorten, stinkenden Klumpen verwandelten.

Gegen Abend fiel das Gelände ab, und sie schöpften Hoffnung, hinunter zu einem Fluss zu gelangen, aber alles, was sie auf dem Grund des Einschnittes fanden, war hüfthoher Farn und zäher Schlamm, der ihnen beinahe die Stiefel auszog. Dann fiel die Nacht über sie, und sie bauten sich im schwankenden Licht von Pintels kleiner Laterne einen behelfsmäßigen Unterschlupf, um nicht im Schlamm liegen zu müssen. Pintels Nebel, den er wieder rund um das Lager wob, spendete nur wenig Trost.

Nardon lag wach und lauschte in den Wald. All die Tiere, all das Quaken und Zischen und Krächzen, langgezogene, dünne Schreie, Klopfen, Knacken ... es war ein Wunder, dass sie nicht schon längst gefressen worden waren, egal von welchem der unsichtbaren Waldbewohner.

Klopfen.

Rhythmisch.

Nardon setzte sich auf.

Trommeln?

Nein, doch nicht. Er lehnte sich wieder auf seine unbequeme Unterlage und starrte mit weit offenen Augen in die Dunkelheit. Er hätte seinen Bart darum gegeben, hätte er die Waldbewohner für einen Augenblick zum Schweigen bringen können. Ein dicker Käfer umschwirrte sein Gesicht, und er verjagte ihn ungeduldig.

»Pintel?«

»Mmmmja?« Der kleine Zauberer klang mehr schlafend als wach. Nardon brachte es nicht übers Herz.

»Egal. Schlaf.«

Trommeln. Das Einzige, was hier trommelte, waren die Reste seines Verstandes im Inneren seines Schädels.

Nardon kniff die Augen zu und wartete auf den Schlaf.

Noch vor dem Morgengrauen hatte der Schlamm das Geflecht aus Ästen und Gras besiegt und kroch ihnen kalt und zäh in die Kleider.

»Wir sinken!«, schrie Pintel und riss Nardon damit endgültig aus seinem unruhigen Halbschlaf. Eilig kam er auf die Füße und hielt sich an einem Baum fest, als die selbstgebaute Schlafmatte unter seinem Gewicht zerbrach und mit leisem Schmatzen versank.

»Wo bist du?«, fragte Pintel und drehte sich suchend um sich selbst. »Nardon?«

»Hier«, sagte Nardon, der immer wieder vergaß, dass der kleine Zauberer nichts sehen konnte, sobald das Licht erloschen war.

»Das war's wohl mit Schlafen für diese Nacht. Rechts von dir ist ein dickes Grasbüschel. Stell dich drauf, damit du mir nicht versinkst. Noch ein Stück. Nein, das andere Rechts.«

Pintel tastete mit dem Fuß, fand die kleine Erhebung und kletterte drauf. Er streckte die Hände aus und fand Schlingpflanzen, an denen er sich festhielt.

»Und jetzt?«, fragte er.

»Fluchen oder kotzen«, sagte Nardon. »Ich habe mich noch nicht entschieden.«

Er gab sich einen Ruck und stieg in den Schlamm, um die Ausrüstung zu bergen. Es war fraglich, ob etwas davon noch zu verwenden war. Zumindest Pintels Laterne war unversehrt und baumelte an einem Zweig über ihm. Sie hatten sie vor dem Schlafen gelöscht, um Öl zu sparen, und Nardon überlegte, ob er Pintel ein wenig Licht gönnen sollte. Dann setzte der Lärm der Vögel ein – ein untrügliches Zeichen, dass die Sonne bald aufging.

»Wir warten, bis es hell ist«, sagte Nardon. »Kann nicht mehr lange dauern. Dann suchen wir uns einen Bach und waschen unser Zeug aus.«

»Ist gut«, sagte Pintel verzagt.

Mit dem Licht kehrten auch seine Lebensgeister zurück. Sie schulterten ihre nassen, schmutzigen Rucksäcke und arbeiteten sich durch die schlammige Senke, bis sie endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Sie machten Pause, um zu frühstücken, mussten aber feststellen, dass ihre Vorräte aufgebraucht waren.

»Obst«, schlug Pintel vor. »Wurzeln, Früchte, Sprossen, Schösslinge, Blätter ...«

»Und welche davon?« Nardon machte eine ausholende Handbewegung. »Was ist genießbar und was giftig? Wenn wenigstens ein Tier vorbei käme, das wir erlegen könnten ...«
»Insekten«, sagte Pintel hilfsbereit. »Die gibt es mehr als genug. Ich bin mir sicher, falls Menschen in diesem Wald leben, essen sie auch Insekten. Natürlich nicht roh. Ausgebacken in heißem Fett ... und das Fett nehmen sie von den langarmigen Baumkatzen. Weißt du noch? Die von gestern, die so laut kreischen? Wenn man die nur lange genug kocht ...«
»Danke für die Bilder in meinem Kopf. Ich nehme dann Blätter und Schösslinge.«

Pintel grinste.

»Ich dachte, Zwerge mögen kein grünes Essen?«

»Das kommt auf den Grad der Verzweiflung an. Lass uns Früchte suchen. Vielleicht haben sie Maden drin, dann sind sie nahrhafter.«

»So kenne ich meinen Zwerg! Wenn einem das Wasser bis zum Mund steht, dann bloß nicht den Kopf hängen lassen.«

Sie lösten ihr Nachtlager auf und machten sich auf den Weg. Nardon musterte die Pflanzenwelt zu beiden Seiten, aber alles sah gleichermaßen ungenießbar aus: Gras, Blätter, Baumrinde, rote, lehmige Erde, Schlingpflanzen.

Über Nacht hatte es aufgeklart und ein wenig abgekühlt, aber nun zog sich schon wieder die drückende Schwüle des Vortages zwischen den Bäumen zusammen. Das Gewitter am Nachmittag schien hier zum Tagesablauf zu gehören, ebenso wie der ausgiebige Regen danach.

Nardon stieg über einen dicken Ast und schob ein Geflecht von Luftwurzeln beiseite. Es war unmöglich, zwischen zwei Gewittern wieder völlig trocken zu werden.

»Hier!«

Nardon hielt inne und sah zu Pintel, der auf einen Felsbrocken geklettert war und sich nach rotwangigen Früchten streckte, die über ihm von einem Ast baumelten.

Er stutzte. Für einen Augenblick dachte er nach, dann traf ihn die Erkenntnis.

»Pintel! Der Stein!«

»Was?« Pintel hielt inne und sah zu Nardon hinunter.

»Der Stein«, wiederholte Nardon aufgeregt und zeigte auf den überwucherten, näherungsweise rechteckigen Quader. »Weißt du nicht, was der bedeutet?«

»Ähm – dass du glücklich bist, einen Stein zu sehen? Ich meine, ich weiß ja, dass ihr Zwerge eine besondere Beziehung zu Steinen habt, aber ...«

»Es bedeutet, dass Menschen oder Zwerge in diesem Wald

leben!«

»Nur weil hier ein Stein liegt?«

»Überleg doch mal! Wie entstehen Steine?«

»Na ja, es gibt Leute, die behaupten, sie werden als Sandkorn geboren und wachsen dann über die Jahrtausende vom Kiesel zum Felsbrocken und bis zum Gebirge heran – wobei ich mich immer gefragt habe, wo einmal die ganzen Gebirge Platz finden sollen, wenn jedes von diesen Sandkörnern zu einem wird, und ...«

»Das ist Quatsch!«

»Hab ich mir schon gedacht«, sagte Pintel beleidigt.

»Felsbrocken wie dieser entstehen durch Wasser und Witterung. Wasser dringt in eine schmale Felsspalte. Dann kommt der Frost. Das Wasser gefriert, dehnt sich aus und sprengt ein Stück Fels vom Muttergestein ab. Und was genau gibt es hier nicht?«

»Lass mich nicht raten, Nardon.«

»Frost!«, rief Nardon triumphierend. »Es gibt keinen Frost! Und deshalb muss dieser Quader von Menschen- oder Zwergenhand abgeschlagen worden sein.«

»Woher willst du wissen, dass es hier keinen Frost gibt? Vielleicht ist es gerade einfach Sommer?«

»Sieh dich um. Kein Teppich von altem Laub. Keine Jahreszeiten.«

Pintel sah zwischen dem Zwerg und dem Wald hin und her.

»Sag es ruhig«, grinste Nardon. »Ich bin ein Klugscheißer. Aber den Klugscheißern, mein Freund, gehört die Zukunft! Und jetzt hilf mir mit diesem Stein.«

»Du willst ihn doch nicht etwa mitnehmen?«

»Quatsch. Ich will ihn auf Bearbeitungsspuren untersuchen, um meine These zu stützen.«

Nardon ließ seinen Rucksack ins Gras sinken und ging vor dem Quader in die Knie. Der raue, rotsandige Stein war bedeckt von Moos und einer fremdartigen Art von Efeu, das sich in die kleinsten Felsspalten krallte. Nardon zog seinen Dolch und begann, den Bewuchs vorsichtig abzuschaben.

Pintel hüpfte von dem Stein zu ihm hinunter und sah ihm interessiert über die Schulter.

»Krona würde sagen, mach das nicht, die Klinge wird stumpf«, warf er ein.

»Krona hat einen Klagenfisch«, schnaufte Nardon. »Und sie ist nicht da.«

»Einen was?«

»Erkläre ich dir ein andermal.«

Nardon riss die Kletterpflanzen beiseite.

»Das nenne ich Bearbeitungsspuren«, sagte er andächtig. Die Flanke des Steins war bedeckt von einem Relief aus quadratischen Bildelementen, die sich lückenlos aneinander ügten. Gesichter mit großen Glubschaugen waren da zu sehen, mit fliehender Stirn und weit herausgestreckter Zunge, außerdem verschlungene Formen, die sich gegen die Ränder ihres Bildausschnittes zu stemmen schienen, rätselhafte kauernde Tierfiguren mit riesigen Pranken, runde Formen, aus deren Mittelpunkt Strahlen zu den Rändern führten, und zahllose Darstellungen, deren Sinn unter Erde und Pflanzenresten verborgen blieb.

»Menschen«, sagte Nardon atemlos. »Siehst du? Sie sind alle bartlos. Und ... ich glaube, es ist Schrift. Es gibt Elemente, die sich wiederholen. Hier, der Dicke mit der Knollennase. Alle Götter, hätte ich nur Papier und Kohlestifte!« Er strich mit den Fingerspitzen über die verschlungenen Formen. »Man müsste alles freilegen ... und säubern ... katalogisieren ... entschlüsseln! Ich bin sicher, hätte man genug von diesen Bildelementen ... und Zeit! Eine Bilderschrift! Wie die aus dem alten Nergal-Kult. Nur für Eingeweihte ...«

»Nergal klingt nicht gut für mich«, sagte Pintel und sah sich unbehaglich um. »Meinst du wirklich, wir haben es hier mit den Resten eines Totenkultes zu tun?«

»Es ist viel zu früh, um etwas zu meinen. Das hier könnte ein Totenschädel sein.« Nardon zeichnete die Form mit dem Finger nach. »Ohne Unterkiefer. Hier, das sind die Zähne, und es käme eine Schlange aus seinem Mund – oder eine sehr lange, bewegliche Zunge. Oder Weisheit, verstehst du, die Schlange als Symbol für das gesprochene Wort ...«

»Ich verstehe vor allem, dass du ein paar hundert Jahre hier bleiben wirst, wenn ich dich nicht von diesem Stein wegbekomme.«

Nardon, der auf die Knie gefallen war, sah zu Pintel hinauf und seufzte.

»Du hast recht. Aber das ist faszinierend! Mitten in der Wildnis ein Zeugnis von Intelligenz und Mitteilungsbedürfnis! Die Menschen sind erstaunlich. Selbst in dieser lebensfeindlichen Umgebung ...«

»Es ist ein Wald, Nardon.«

»Sag ich ja! Aber sie passen sich an und überleben nicht nur, sondern schaffen Kunstwerke!«

»Mal eine andere Frage ... Wie kommt der Stein hierher? Müsste es nicht mehr davon geben?«

Nardon sprang auf. »Du hast recht. Hier muss irgendwo eine Ruine sein. Oder mehrere. Eine versunkene Waldstadt ...«

»Wieso habe ich das Gefühl, dass sich gerade ein paar Prioritäten verschoben haben?«

»Wir verbinden das eine mit dem anderen. Wenn unsere Freunde solche Steine finden, werden sie ebenfalls nach einer Ruine suchen. Das ist besser als ein Bach!«

»Oder sie klettern einfach drauf, um eine Frucht zu pflücken.« Pintel blinzelte nach oben. »Wiedersehen, Frühstück. Ab sofort gibt's nur noch Steine.«

Nardon schulterte seinen Rucksack und schlug sich ins Gebüsch. Sein Forschergeist rang mit seinem schlechten Gewissen. Er war nicht hier, um bahnbrechende wissenschaftliche Entdeckungen zu machen. Er war hier, um die bekannte Welt vor einer feurigen Invasion aus den Äußeren Ebenen zu bewahren – und um seine Freunde zu finden – was beides nicht besonders erfolgversprechend verlief, wie ihm schmerzhaft bewusst war. Steine sollten sein geringstes Problem sein, aber sie waren es, die seinem Geist Richtung und Hoffnung einflößten, und so beschloss er, es sei richtig, der Spur der Steine zu folgen, solange er keine andere hatte. Tatsächlich fanden sie in einiger Entfernung weitere Steine und dahinter eine eingesunkene Fläche, die mit kriechenden Ranken bewachsen war.

»Gebäudestrukturen«, sagte Nardon sofort. Siehst du? Keine hohen Bäume, viel Flechtwerk. Darunter sind Mauern, jede Wette.«

Sie durchquerten die Senke und fanden auf der anderen Seite eine lange Reihe von Steinen, völlig überwuchert und teilweise schon im Boden versunken.

»Wir könnten daran entlang gehen«, schlug Pintel vor.

»Vielleicht bringen sie uns irgendwohin.«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Nardon. »Wir folgen einer gedachten Linie, die senkrecht zu dieser Mauer verläuft. Wenn meine Vermutungen richtig sind, ist dies eine ehemalige Befestigungsanlage, und ich wüsste gerne, was im Inneren liegt.«

Sie machten kehrt, durchquerten die flache Senke und hielten sich einigermaßen geradeaus. Was auch immer hier einmal gewesen war, der Wald hatte es sich zurückgeholt und machte ihnen das Vorankommen nicht leicht. Sie stießen auf weitere Mauerreste, zusammengefügt aus riesigen Quadern, und nach einiger Zeit auf einen verlassenen steinernen Wächter: Ein Gesicht mit weit aufgerissenen Augen und herausgestreckter Zunge, gemeißelt aus einem mannshohen Steinblock. Der Wald hatte ihm einen dichten grünen Bart und wallendes Haupthaar aus Efeuranken verpasst, die Gesichtszüge waren vom Regen

abgeschliffen, aber trotzdem wirkte er so bedrohlich, dass Pintel sich fernhielt, während Nardon den Fund eingehend untersuchte.

»Solltest du das nicht lieber bleibenlassen?«, fragte Pintel besorgt, als Nardon begann, mit einem abgebrochenen Ast in der tiefen Mundhöhle der Skulptur herumzustochern. »Ich kenne Geschichten, in denen löst man genau durch solche Taten Fallen aus, und dann rollen riesige Steine los, oder die Wände kommen auf dich zu.«

»Hier gibt's keine Wände«, sagte Nardon gedankenverloren.

»Sieh nur. Der Fels ist dunkel verfärbt. Als hätte der Wächter Blut gespuckt. Oder ... getrunken.«

»Vielen Dank. Jetzt fühle ich mich schon viel besser.«

»Es sind nur Verfärbungen, Pintel. Du tust ja gerade so, als würde da noch ein abgenagter Arm drinstecken.«

»Wollen wir nicht vielleicht doch lieber einen Bach suchen?«

»Ja, gleich.«

Nardon gab seine Untersuchungen auf. Ohne Werkzeug und die Möglichkeit, eine vollständige Dokumentation anzulegen, würde diese versunkene Kultur ihm ihre Rätsel nicht preisgeben. Er konnte nichts als vermuten, welcher Bilderreichtum, welche Schöpfungskraft in diesen verwitterten Steinen begraben lag.

Den widerstrebenden Pintel hinter sich, setzte Nardon seinen Weg fort.

Ein steinerner Wächter, den Blick nach außen gerichtet, mit einer möglichst grimmigen, abschreckenden Fratze. Was die herausgestreckte Zunge zu bedeuten hatte, konnte Nardon nur vermuten – vielleicht eine ritualisierte Art und Weise, böse Geister abzuschrecken. Er hätte schwören können, dass solche Wächter überall entlang des äußeren Mauerrings verteilt waren. Wer immer hier gelebt hatte, er hatte mächtige Feinde gehabt – unter den Sterblichen oder den Unsterblichen.

Gegen Mittag stieg das Gelände deutlich an. Das Blätterdach über ihnen verwehrte ihnen den Blick zum Himmel, aber dunkles Rumpeln in der Ferne kündigte das tägliche Gewitter an. Die Luft war zum Schneiden, das Insektenkonzert steigerte sich zu ohrenbetäubendem Lärm.

Sich mühsam an Kletterpflanzen hochziehend, erklimmen sie eine steile Geländestufe. Der rote Lehm unter ihren Stiefeln war glitschig wie Seife. Dann, zum ersten Mal seit ihrer Ankunft, sahen sie vor sich ein Stückchen grauen Himmels zwischen den Bäumen. Eine letzte Kraftanstrengung brachte sie an den oberen Rand des Abhanges.

Vor ihnen öffnete sich der Wald zu einer gewaltigen Lichtung.

Ein Blitz zuckte über den Himmel, an dem die Regenwolken hingen wie überreife Früchte. Donner rollte heran, und die ersten schweren Regentropfen fielen.

»Das«, sagte Nardon andächtig, »haut mich wirklich aus den Stiefeln.«